

## **Verleihung des Preises „Trompete von Jericho“, Enns, 10.10.2025**

### **Dankesworte von Martin M. Lintner**

Als ich die Anfrage erhalten habe, ob ich die Auszeichnung „Trompete von Jericho“ der österreichischen katholischen Kirchenreformbewegungen annehme, war es mir eine besondere Freude zu erfahren, dass der Preis in diesem Jahr auch Bruder David Steindl-Rast überreicht wird, einer lebenden Legende und einem Meister des geistlichen und monastischen Lebens. Auf Bruder David trifft es zweifelsohne zu, dass ihm die Kirche im Bereich von Spiritualität viel zu verdanken hat und ihm außerordentliche Verdienste um Reformen in der Katholischen Kirche hin zu einer Kirche mit Zukunft zukommen. Dass die Kirchenreformbewegungen den Preis auch mir zuerkennen, hat mich überrascht. Nicht zuletzt deshalb, weil ich die Erfahrung mache, dass ich – um es plakativ zu sagen – den Konservativen zwar viel zu liberal, aber umgekehrt manchen Progressiven zu konservativ bin. Doch dazu später mehr.

Bruder David und ich sind Ordensleute. Als solche sind wir fest im Herzen der Kirche verankert, denn das schlagende Herz der Kirche, das sie über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg lebendig und jung hält, ist das Evangelium. Zugleich bewegen wir uns als Mitglieder von jahrhundertealten Ordensgemeinschaften – der Benediktinerorden entstand im 6. Jh., der Servitenorden, dem ich angehöre, im 13. Jh. – nicht im Herzen der hierarchisch strukturierten Kirche, sondern an deren Rändern, und haben somit einen kritisch distanzierten Blick zur hierarchisch verfassten Kirche. Nach Johann Baptist Metz, dessen Vorlesungen und Seminare ich während meines Theologiestudiums in Wien in den späten 1990er Jahren noch besuchen konnte, sind es gerade die Orden, die „die Kompromisslosigkeit des Evangeliums und der Nachfolge einklagen. Sie sind in diesem Sinne die institutionalisierte Form einer gefährlichen Erinnerung inmitten der Kirche.“<sup>1</sup>

Auch wenn ich Servit bin, prägt mich das ignatianische Prinzip des „sentire cum ecclesia“, d.h. eines mit der Kirche fühlenden und lebenden Sinns. Mit Kirche meine ich die Gemeinschaft aller Getauften, zu der auch ich gehöre und die deshalb auch meine Gemeinschaft ist. Als Moraltheologe weiß ich mich einerseits der Tradition und Lehre der

---

<sup>1</sup> Metz: Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolge, Freiburg i. Br. <sup>5</sup>1982, 10.

Kirche verpflichtet, die ich deshalb verstehen und verständlich darlegen will, wozu auch das Eintauche in ihre historische Gewordenheit gehört. Andererseits weiß ich mich auch den gläubigen Menschen verpflichtet, denen ich in der Seelsorge begegne und die sich gerade im Bereich der Sexualmoral oft von der Kirche unverstanden und verletzt fühlen. Mein theologisches Wirken verstehe ich als eine Form von Übersetzungs- und Vermittlungsarbeit in beide Richtungen, und zwar im grundlegenden Bemühen, den Anspruch des Evangeliums je besser zu verstehen, in dem uns das Wort Jesu überliefert wird: „Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat“ (Mk 2,27 par).

Die für mich entscheidende Trennlinie verläuft nicht zwischen konservativ und progressiv, sondern zwischen „dem Evangelium gemäß“ oder nicht. Die von Johann Baptist Metz eingemahnte Leidsensibilität des Christentums übersetzt sich für mich auch in die Frage, ob wir das Evangelium so verstehen und verkünden, dass es Menschen aufrichtet und ermutigt, gerade nicht entmutigt oder Zufügung von Leid in Kauf nimmt. Wir brauchen – wie Ute Leimgruber in ihrem Vortrag bei den diesjährigen Salzburger Hochschulwochen ausgeführt hat – eine „vulneranz-sensible“ Theologie, um das Evangelium und den christlichen Glauben nicht als Legitimation von Gewalttätigkeit zu missbrauchen, und die gerade deshalb einer grundlegenden Neubewertung theologischer Traditionen und Aussagen unter dem Aspekt ihres „Verletzungspotenzials“ bedarf.<sup>2</sup> In meiner kritischen Auseinandersetzung mit lehramtlichen Positionen geht es mir nicht darum, besserwisserisch Schwächen aufzudecken, sondern biblisch fundierte Wege der Erneuerung aufzeigen und damit Mitverantwortung zu übernehmen für eine offene und wandlungsfähige Kirche, von der wir – hoffentlich nicht nur als Lippenbekenntnis – bekennen: „Ecclesia semper reformanda“.

Was das Ordensleben und die Theologie verbindet, ist ihre prophetische Dimension, und zwar nicht nur nach außen im Zeugnis gegenüber der Welt, sondern auch nach innen. Dabei ist es mir ein Anliegen, das theologische Ringen zu verankern in einem tieferen Verständnis der Heiligen Schrift sowie mich einzubinden in den lebendigen Fluss der Tradition, die nie nur eine unveränderliche Lehrtradition war, sondern sich vielmehr beständig entfaltet hat in der kritischen Auseinandersetzung mit den Herausforderungen der jeweiligen Epochen und ihrer Entwicklungen. Um bei der Metapher des Flusses zu

---

<sup>2</sup> Vgl. Ute Leimgrubers Vortrag bei den diesjährigen Salzburger Hochschulwochen; <https://www.katholisch.at/aktuelles/154796/missbrauch-theologin-plaediert-fuer-vulneranz-sensible-theologie&ts=1759226128429>

bleiben: Flüsse, die begradigt und betoniert werden, sind kein Lebensraum und sterben ab. Naturbelassene Flüsse hingegen haben auch Flussschleifen, Tiefen und Untiefen sowie unterschiedliche Fließgeschwindigkeiten. Die Tradition, in die ich mich einfügen möchte, gleicht einem renaturierten Fluss. Trotz der gemeinhin bekannten Schwierigkeiten mit den römischen Dikasterien, die mich – ich sage es ganz offen – in meiner Lebensphase mittlerweile nicht mehr um den Schlaf bringen, versuche ich weiterhin, in meinem theologischen Denken frei zu bleiben, d.h. freimütig und angstfrei. Ich werde nicht immer alles sagen und schreiben, was ich denke, aber ich werde nie etwas sagen oder schreiben, wovon ich nicht überzeugt bin. Die Parrhesia, d.h. die offenherzige und furchtlose Rede ist eine Gabe des Geistes, zu der uns Papst Franziskus neu ermutigt hat. Es trägt mich das Vertrauen, dass der Geist uns in die Wahrheit führen wird (vgl. Joh 16,13). Lesen wir nicht irgendwo in der Bibel sinngemäß: Wenn etwas vom Geist Gottes kommt, können wir es nicht vernichten, wenn es aber nicht von ihm kommt, wird es nicht Bestand haben (vgl. Apg 5,38–39)?

Das beinhaltet für mich zwei Aspekte: Zum einen, dass es legitim ist, theologisch unterschiedlich und auch kontrovers zu diskutieren, dass wir dabei aber nie den Respekt und die Achtung voreinander verlieren dürfen, die wir einander als Geschwister im gemeinsamen Glauben schulden, und dass wir uns nicht gegenseitig das Katholischsein absprechen. Zum anderen, dass wir uns aus ganzem Herzen dafür einsetzen, wovon wir überzeugt sind, es zugleich aber nicht absolut setzen, weil jeder und jede im eigenen Denken auch lebensweltlich bedingt und damit begrenzt ist sowie eigene blinde Flecken hat. Noch einmal möchte ich das Vertrauen in den Heiligen Geist betonen: Er wird nicht zulassen, dass die Kirche als Ganzes in die Irre geht, selbst wenn sie als Institution mit Menschen aus Fleisch und Blut nicht vor Irrtum und Sackgassen gefeit ist, auch nicht davor, sich in Strukturen der Sünde zu verstricken.

Ich möchte meinen Dank auch nutzen, um an die nach meinem Wissen noch nicht aufgeklärten Vorfälle von anonymen Bedrohungen gegen Theologinnen vor wenigen Monaten in Linz und anderswo zu erinnern. Abgesehen davon, dass derlei Aktionen schlichtweg feige und unchristlich sind und in keiner Weise weder mit den Grundwerten des Evangeliums noch mit einem grundmenschlichen Anstand in Einklang zu bringen sind, möchte ich auf die gravierenden Folgen hinweisen. Talentierte und engagierte Nachwuchstheologinnen werden durch solche Vorkommnisse entmutigt, eine akademische

Laufbahn in Erwägung zu ziehen. Zudem berichten Theologinnen, besonders Nachwuchswissenschaftlerinnen, wie sehr sie als Frauen weiterhin strukturelle Benachteiligungen auch im Kontext des akademischen Apparats der theologischen Fakultäten und Hochschulen erfahren. Das schwächt die Theologie als Ganzes. Lassen Sie mich Papst Franziskus zitieren, der den Teilnehmerinnen und Teilnehmern einer Internationalen Konferenz zur Theologie am 9. Dezember 2024, an der ich auch selbst teilnehmen konnte, ins Stammbuch geschrieben hat: „Die Theologie braucht den Beitrag der Frauen! Eine rein männliche Theologie ist eine halbherzige Theologie.“ Und er fügte hinzu: „Hier ist noch ein langer Weg zu gehen.“ Wie recht er hat.

Darüber hinaus stimme ich Klaus Vellguth und Peter Hünemann zu, die in der aktuellen Ausgabe der Herder Korrespondenz schreiben: „Auch wenn Frauen in Theologie und kirchlichen Praxisfeldern zunehmend präsenter sind, bleibt ihr Ausschluss von Leitungs- und Weiheämtern ein Skandal – insbesondere angesichts des gesellschaftlichen Fortschritts und theologischer Einsichten der vergangenen Jahrzehnte.“ Der Ausschluss von Frauen von den Weiheämtern ist nicht nur angesichts theologischer, biblischer und historischer Argumente nicht länger haltbar, sondern in einer menschenrechtsbasierten Gesellschaft auch nicht mehr vermittelbar. Nicht dass es ein Menschenrecht gäbe auf Weihe und Amt, wohl aber stellt der Ausschluss allein aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit eine Form von Diskriminierung dar, die sich mit der Überzeugung von der gleichen Würde und Ebenbürtigkeit aller Menschen nicht vereinbaren lässt, ebenso nicht mit der Taufgnade, von der Paulus schreibt: „Ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus (als Gewand) angelegt. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid «einer» in Christus Jesus“ (Gal 3,28).

Mit diesem Plädoyer für eine geschlechtergerechte Kirche bedanke ich mich herzlich bei den österreichischen Kirchenreformbewegungen für die Auszeichnung und bei Angelika Walser für die feinfühlig und wertschätzende Laudatio.